

**Zeitschrift:** Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer  
**Herausgeber:** Auslandschweizer-Organisation  
**Band:** 16 (1989)  
**Heft:** 4

**Rubrik:** Ausländer schreiben über unser Land : die Schweiz im Blick

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Ausländer schreiben über unser Land

## Die Schweiz im Blick

*Fünf Autoren aus fünf Ländern schreiben in diesem «Forum» über die Schweiz. Es handelt sich – inhaltlich und formal – um sehr unterschiedliche Beiträge, Beiträge auch, die aus ebenso unterschiedlichen Anlässen entstanden sind. Gerade darin, so scheint uns, liegt ein besonderer Reiz.*

*Die Auswahl der Autoren ist nicht zufällig. Es muss uns interessieren, was ein Journalist – und damit ein «Meinungsmacher» – aus der Dritten Welt über unser Land denkt. Oder was Chefredaktoren aus einem Land der Europäischen Gemeinschaft (EG) und einem EG-beitrittswilligen neutralen Nachbarstaat vom schweizerischen Verhältnis zum europäischen Integrationsprozess halten. Es dürfte auch niemand gleichgültig lassen, welches Bild sich ein Schriftsteller aus jenem Land von «la Suisse» macht, in welchem sich rund ein Viertel der im Ausland lebenden Schweizerinnen und Schweizer niedergelassen hat. Ganz besonders interessant ist der Blick auf unser Land aus der Optik eines Auslandredaktors aus einem mitten in tiefgreifendem Reformprozess stehenden osteuropäischen Staat.*

*Die Autoren im einzelnen: Der Brasilianer Gideon Rosa hat sich in seiner Heimat einen Namen als Fernseh- und Zeitungsjournalist gemacht; er arbeitet unter anderem für «A Tarde», «Jornal de Bahia» und die Fernsehstation «TV Manchete». Der Bundesdeutsche Jürgen Engert ist Chefredaktor des «Senders Freies Berlin», der Österreicher Peter M. Lingens Exchefredaktor, Exherausgeber und Kolumnist von «Profil» in Wien, der Franzose Lionel Richard Kunstkritiker und Schriftsteller in Paris. Der Ungare József Martin hat auf Einladung der «Neuen Zürcher Zeitung» die Schweiz bereist; er ist Auslandredaktor der Budapester Tageszeitung «Magyar Nemzet».*

JM

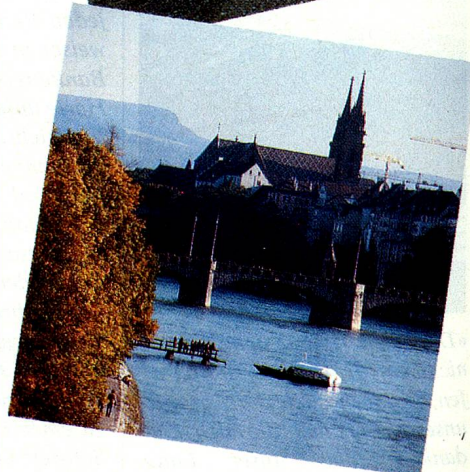
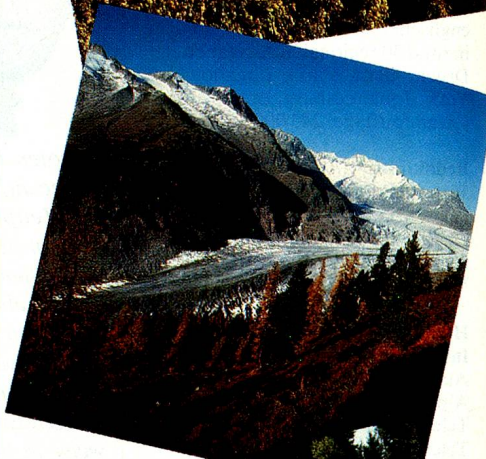
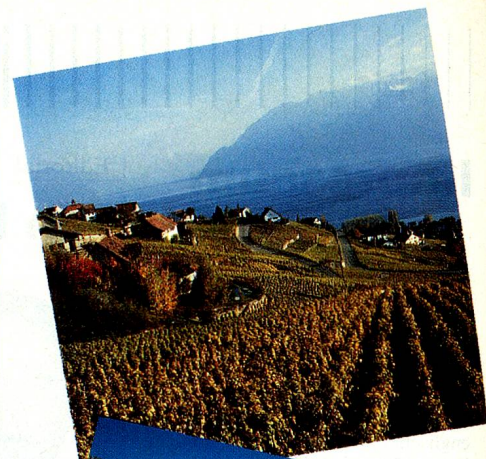
## Die Schweiz – von Paris aus gesehen

Klischees haben ein zähes Leben. Verschiedene Kommunikationsformen verfestigen sie, wie etwa Ansichtskarten, Tourismuswerbung und Reportagen in Illustrierten. So wird die Schweiz rund um den Erdball in ihrer sozusagen elementarsten Wirklichkeit, das heisst in ihrer geografischen Existenz, in übereinstimmender Weise als Bergland dargestellt. Es ist fast unmöglich, sich die Schweiz symbolisch zu vergegenwärtigen ohne die obligaten Berge im Hintergrund. Die amerikanische Schriftstellerin Gertrude Stein war aufgrund der in den USA verbreiteten Bilder dermassen von der Allgegenwart der Berge überzeugt, dass sie enttäuscht war, als sie die Schweizer Landschaften persönlich entdeckte und nicht allüberall riesige Berge vorfand.

Bergland, also auch Wintersport! Das ist zunächst, wie ich glaube, die Vorstellung, welche die meisten Franzosen von der Schweiz haben. Darin eingeschlossen sind natürlich eine ganze Reihe von anderen schematischen Vorstellungen: Die Schweizer Städte sind klein, es gibt kein schweizerisches Proletariat, und die Mentalität der Schweizer Bevölkerung ist im wesentlichen bäuerlich. Alpweiden und Alpinismus, grü-

ne Matten und Schnee, Milchprodukte und Schokolade! Die Romane von Ramuz (Aline, Das grosse Grauen in den Bergen, Der borence), dem einzigen Schriftsteller, der als echt schweizerisch empfunden wird und in Frankreich auch einigermaßen bekannt ist, verstärken diese Vorstellung. Vermehrt noch tut dies die Tagespresse, in welcher, bis auf wenige Ausnahmen, keine Nachrichten über das Leben in der Eidgenossenschaft zu finden sind. Anscheinend ist die Schweiz nur über internationale Konferenzen in Genf oder über irgendeinen Finanzskandal mit dem Rest der Welt verbunden. Sonst scheint sich dort nichts zu ereignen.

Die Schweiz ist jedoch vielfältig. Administrativ und kulturell gesehen ist das sogar ihre Eigentümlichkeit. Der im 19. Jahrhundert entstandene Mythos der Berge gilt, streng genommen, nur für einen Viertel des Landes. Ist das französische Publikum zu wenig neugierig, oder haben jene kein Interesse, die sich mit der Information dieses Publikums befassen? Diese beiden Gründe sind nicht von der Hand zu weisen. Kenntnisse über das Ausland sind nicht die Hauptsorge der Franzosen, dies schon seit langem. Darüber hinaus stehen sie im – statistisch ge-



*Die (schönen) Klischees der touristischen Schweiz: idyllische Landschaften, erhabene Bergwelt, folkloristische Landwirtschaft, reizvolle Städte. (Von oben: Lavaux am Genfersee, Aletschgebiet im Wallis, Alpfahrt im Appenzellerland, Basel mit Mittlerer Brücke über den Rhein. Fotos: SVZ)*



sicherten – Ruf, nicht viel zu reisen, in Geografie schlecht bewandert und mit Fremdsprachen wenig vertraut zu sein.

Eher ist zu fragen, ob die Schweiz, von ihren Tourismuseinrichtungen und Banktresoren abgesehen, den anderen Nationen etwas zu bieten hat. Sie hat in der Tat vier Landessprachen und vier Kulturen. Doch was ist davon zu sehen? Die talentiertesten Vertreter von drei Kulturen, die sich nach der Bundesrepublik Deutschland, bzw. nach Frankreich und Italien ausrichten oder dorthin spielen. Es geschieht dies in einem Ausmass, dass die schweizerische Identität weitgehend nur noch ein Alibi in Werbebroschüren für die angebliche schöpferische Vitalität der Schweizerischen Eidgenossenschaft darstellt.

Von Frankreich aus gesehen sind die Feinheiten des kulturellen Pluralismus, wie er vom schweizerischen Staat unterhalten wird, nicht sehr gut fassbar. Die einzigen, in den französischen Buchhandlungen einigermaßen gut vertretenen Schweizer Verlage sind l'Age d'Homme, l'Aire und Zoé. Der Rest ist so gut wie unbekannt. Als Folge davon sehen Nicht-Eingeweihte keinen Unterschied zwischen den schweizerischen Schriftstellern Jean-Luc Benoziglio, Jaques Chessex, Claude Delarue, Yves Laplace, Robert Pinget und ihren französischen Kollegen Yves Berger, Michel Butor oder Bernard Noël. Sie haben die gleichen Verleger, und zwar in Paris. Liegen die Dinge anders für die Deutschschweiz? Keineswegs! Dürrenmatt, Frisch, Hohl oder Robert Walser sind nicht aus dem Schweizerischen, sondern

aus dem Deutschen übersetzt, genau gleich wie Böll oder Martin Walser. Es ist kein Unterschied festzustellen. Und die Schweizerin Alice Ceresa? Sie ist, wie Elsa Morante, aus dem Italienischen übersetzt und lebt im übrigen in Rom.

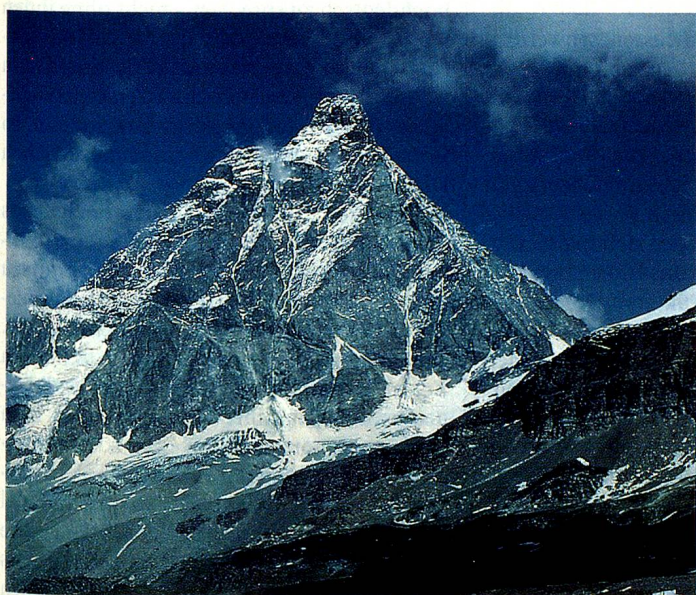
Von aussen betrachtet erscheint der kulturelle Pluralismus der Schweiz also als etwas ziemlich Künstliches. Die Schweiz erweckt denn auch den Eindruck, diese kulturelle Besonderheit nicht zu leben. Weil die Strukturen unzureichend sind, gibt es wenig Verbindung und gegenseitige Durchdringung der Kulturen. Was die Literatur betrifft, so stellt die offizielle Stiftung Pro Helvetia das stärkste Band dar. Sie kann aber mit ihren Subventionen nur anregend wirken. Logischerweise sollte ein schweizerischer Autor gleichzeitig, oder zumindest fast gleichzeitig, in den Amtssprachen der Schweiz veröffentlicht werden. Als Verleger gab Bertil Galland seinem Programm eine entsprechende Ausrichtung und... scheiterte. Gegenwärtig sind Klassiker der Schweizer Literatur wie Charles Albert Cingria und Ramuz auf deutsch für die Leser der Deutschschweiz kaum zugänglich. Das Gleiche gilt in umgekehrter Richtung für Robert Walser, Ludwig Hohl und Adrien Turel, die lange Zeit auf französisch nur schwer erhältlich waren.

Ein Beispiel dieser erstaunlichen Abschottung wurde 1986 in Lausanne mit der Ausstellung «La Suisse romande entre les deux guerres» («Die französische Schweiz in der Zwischenkriegszeit») vorgeführt. Es war eine faszinierende Ausstellung mit einem aufwendigen Katalog. Warum aber wurde

nicht gleich die ganze Schweiz einbezogen? Eines nämlich trat bei dieser Ausstellung klar zutage: Die französische Schweiz verschloss sich den modernen Tendenzen weitgehend, dem Kubismus und Konstruktivismus in der Malerei ebenso wie dem Surrealismus in der Literatur. Wählte die deutsche Schweiz denselben Weg? Diese Frage hätte Beachtung verdient, um so mehr als es Verbindungen gab von Zürich und Bern nach Genf und Lausanne. Der Gruppe «Allianz» gehörten nämlich Deutschschweizer wie Max Bill, Richard Lohse und Max von Moos, aber auch Camille Graeser, Bürger von Carouge, an.

Im November 1968 fand in Fribourg auf Anregung einer Gruppe von Studierenden ein Treffen von rund hundert Schriftstellern, Kritikern und Verlegern aus der ganzen Schweiz statt. Erstaunt hielt Henri Giordan nachher im «Journal de Genève» fest: «Ich muss gestehen, dass ich bestürzt war, als ich vernahm, dass ein erstrangiger welscher Kritiker einen bedeutenden Autor der Deutschschweiz noch nie getroffen hatte, ja dass er gar dessen Werke nie gelesen hat.» Zweifelsohne könnten diese Zeilen heute mit den genau gleichen Worten geschrieben werden, zumindest gewinnt man aufgrund der Ausstellung von 1986 in Lausanne diesen Eindruck.

Die von der Stiftung Pro Helvetia auf deutsch und französisch herausgegebene Zeitschrift «Passages/Passagen» versucht offensichtlich, dieses Bild einer konformistischen Schweiz zu ändern. Seit der ersten Nummer im Jahre 1985 versucht sie ihre Leser zu überzeugen, dass die Schweiz ein



Der Blickwinkel ist entscheidend, denn man kann alles von mindestens zwei Seiten aus betrachten... Das Matterhorn von Italien (links) und von der Schweiz aus gesehen. (Fotos: Rolf A. Stähli)





Land mit einer dynamischen, polemikfreundlichen Kultur ist. Das will, dem Anschein nach, auch das neue Schweizer Kulturzentrum in Paris zeigen. Doch der Weg dahin verspricht lang zu werden, zum einen, weil Klischees nicht von heute auf morgen zum Verschwinden gebracht werden können, zum anderen weil sich im Laufe der Jahre einige helle Partien des Bildes der Schweiz in Frankreich verdunkelt haben. Die so saubere Schweiz ist stark von Aids betroffen. Es gibt da also einen Bruch. Was sodann die vollkommene Demokratie betrifft, die Generationen von Studierenden anhand des schweizerischen Modells gelernt haben, so haben ihr Kapitalverschiebungen und anrühige Affären à la Chaumet das Aussehen einer überreifen Frucht verliehen. Von Cendrars zu Giacometti und Le Corbusier haben sich derart viele Schweizer entschlossen, in Paris zu leben, dass dies seinen

Grund haben muss. Er ist von allen ausgesprochen worden: Wären sie in der Schweiz geblieben, so wäre ihr schöpferischer Elan gelähmt worden. Klar, nicht alle Kunstschaffenden haben die Schweiz verlassen, aber die ausgewanderten Schweizer verleihen einem Bild klare Umrisse, das alle anderen und die ganze Schweiz in sich vereinigt: das Bild eines «kastrierenden» Landes. Claude Delarue hat denn auch 1983 im «Journal de Genève» geschrieben, dass die Schweiz ihm Angst mache. Es sei eine «metaphysische Angst». Die scheinbare Ordnung, die stärker sei als all das, was es in diesem Land an Träumen, Phantasie und Vorstellung gebe, habe in seinem Unterbewusstsein «einen dumpfen Schrecken, ein Unbehagen, eine fast unerträgliche Schwere hervorgerufen».

Lionel Richard, Paris

## Eindrücke aus einem reichen Land

Zürich ist für mich die schönste Stadt Europas. Wirklich. Mir gefallen die gutangezogenen, scheinbar sorglos herumschlendernden jungen Pärchen, die man bei gutem Wetter an der Seepromenade antreffen kann. Mir gefällt das Stadtbild der schweizerischen Wirtschaftsmetropole – auch wenn die Einheimischen über den überbordenden Innenstadtverkehr klagen. Und die

Tatsache, dass man nach einem langen Abend bei Freunden nachts um zwei Uhr unbehelligt nach Hause spazieren kann, bewerte ich als äusserst positiv. Wer dasselbe schon einmal in Rio de Janeiro versucht hat, weiss, wovon ich spreche. Schweizer Städte wirken, mit London, Paris oder Rom verglichen, ausserordentlich friedlich, und dies nicht bloss wegen der beinahe sprichwörtlichen helvetischen Sauberkeit. Was für viele in diesem Land eine Selbstverständlichkeit geworden ist, beispielsweise das aus vielen Brunnen sprudelnde saubere Wasser, hat für mich «Drittweltmenschen» Neuentdeckungswert.

Wenn man durch die Strassen schweizerischer Städte schlendert, begegnet man recht selten fröhlichen Gesichtern. Vielmehr sind die Mienen der Menschen oftmals von Trauer und Einsamkeit geprägt. Nicht nur ältere Menschen scheinen in diesem reichen Land allein zu sein, sondern auch jüngere. Selbst in seriösen Zeitungen finden sich spaltenlange Inseratekolonnen für uns Brasilianer seltsam anmutenden Charakters: Kontaktanzeigen, in denen zu einem Rendezvous mit der Frau/dem Mann des Lebens eingeladen wird. Erotische und pornographische Zeitschriften liegen an den meisten Kiosken auf und lösen, erstaunlicherweise, weder bei Passanten noch denjenigen, die sie durchblättern, Verlegenheit aus.

In der Schweiz gibt es sichtlich eine nationale Vorliebe für Hunde und Katzen – wenn möglich reinrassige. Der Luxus, mit welchem diese Herzenstiere umgeben werden, schockiert jeden aus einem Drittweltland

stammenden Menschen zutiefst. Die Supermärkte des Landes sind überfüllt mit Petfood-Angeboten. Für die gesamte Palette der Haustiernahrung wird in grossem Stile im Fernsehen geworben, wobei hyperintelligente Hunde und aseptisch wirkende Katzen artig aufsagen, welche Marke sie bevorzugen. Der Skandal weitet sich auf den Strassen und Plätzen noch aus: Mit Halsbändchen und – bei kaltem Wetter – mit Kleidchen versehen, gehen die Lieblinge der Nation Gassi. Ab und zu wird ein Halt eingeschaltet, um die zartduftenden Exkremente der Tierchen aufzusammeln. Morgens, nachmittags und abends verlassen ganze Heerscharen von wohl ausgerüsteten Hundebesitzern ihre Häuser, um ihren Vierbeinern zu folgen. Die Kleinen bellen und beißen nicht.

Bemerkenswert, wie sprachgewandt die Schweizer sind. Fast jedermann spricht Englisch, dazu beherrschen nicht wenige Französisch, Italienisch und Spanisch wie im Schlaf. Besondere Erwähnung verdienen die verschiedenen Kantonsdialekte sowie das Rumantsch, welches im Kampf mit dem Schweizerdeutschen ums Überleben ringt. Während in der französischen und der italienischen Schweiz Idiom und Schriftsprache einigermassen identisch sind, leidet die deutsche Schweiz daran, dass ihre Umgangssprache nicht ebenso geschrieben und gedruckt werden kann. Die Zeitungen erscheinen in Hochdeutsch. Was aber noch nicht heissen will, dass sich die Deutschen mit den Deutschschweizern besonders gut verstehen würden. Und vice versa. Erfordert es die Situation, so geben sich letztere Mühe, mit ihren germanischen Nachbarn hochdeutsch zu sprechen – nicht ohne ihnen jedoch von Zeit zu Zeit einen Blick der Geringschätzung zukommen zu lassen. Denn während der Deutschschweizer den Deutschen problemlos versteht, kann dieser so gut wie nichts mit den diversen helvetischen Dialekten anfangen...

Mögen die Deutschen vielleicht noch etwas neidisch auf den starken Frankenkurs blicken, so ist es für uns Brasilianer geradezu unvorstellbar, wie kaufkräftig die schweizerische Währung ist. Auch im eigenen Land. Schon kurze Zeit nach meiner Ankunft in Zürich habe ich festgestellt, dass die Eidgenossen den Tank ihres Fahrzeuges mit dem Gegenwert von maximal drei Arbeitsstunden auffüllen können. Ein in Autos vernarrter Brasilianer bleibt da vorerst einmal sprachlos. Denn er muss mehr als die Hälfte des staatlich festgelegten Minimallohnes von zirka 65 Franken ausgeben, um sich den Luxus einer Tankfüllung leisten zu können. Bedenkt man, dass ein Angehöriger des bra-



Die Pünktlichkeit der Schweizer Bahnen: für viele Ausländer ein erstaunliches Phänomen. (Foto: Keystone)



silianischen Mittelstandes (mit viel Glück) zwei bis drei Minimallöhne verdient, so lässt sich unschwer feststellen, dass die Schweizer viel besser dran sind. Und auch mit einer horrenden Jahresinflation, wie sie in Brasilien herrscht, müssen sie sich nicht herumschlagen. In dem halben Jahr, in welchem ich in der Schweiz weilte, hat sich nur ein Lebensmittelprodukt signifikant verteuert: die Milch. Um ganze fünf Rappen pro Liter. «Welch ein Skandal!» kommentierten die Bewohner Helvetiens diesen Vorgang. Würden sie in Brasilien leben, so bliebe ihnen die Erfahrung, dass der heute für einen Franken fünfundsiebzig gekaufte Liter Milch am Monatsende bereits zwei Franken kostet, nicht erspart.

Apropos: Money scheint es in der Schweiz wie Sand am Meer zu geben. Wieviel genau, weiss niemand. Die Schweizer haben zwar Geld, zeigen dies aber nicht. Unschuldigerweise glaubt die Mehrheit der Bevölkerung – und an dieser Stelle möchte ich kurz bemerken, dass der Durchschnitt auch hier nicht überdurchschnittlich ist –, die Stabilität und der Wohlstand der heutigen Schweiz seien aufgrund der unermüdlichen Hingabe der Bevölkerung an die Arbeit entstanden. Nie würde diese Mehrheit an die Dollarmilliarden denken, die aus anderen Ländern, insbesondere Drittweltländern, in die Schweiz geflossen sind.

Ansonsten entzündet sich unter Studenten und Jugendlichen von Zeit zu Zeit der Funken der Rebellion, indem sie gegen die «prekäre» Umweltpolitik oder die rigorose Asylpolitik protestieren, die so weit führt, dass selbst Menschen, die während beinahe zweier Jahrzehnte im Lande gelebt haben, abgeschoben werden. Als Zeichen ihrer Unzufriedenheit haben einige junge Leute in einer öffentlichen Aktion unlängst ihre Pässe verbrannt. Mag diese Demonstration auf den ersten Blick auch mutig erscheinen, so hat sie letztlich bloss Symbolcharakter. Denn an dem Tag, an welchem die Manifestanten wieder Lust auf eine Reise verspüren, bestellen sie ganz einfach einen neuen Pass, ohne Repressalien befürchten zu müssen.

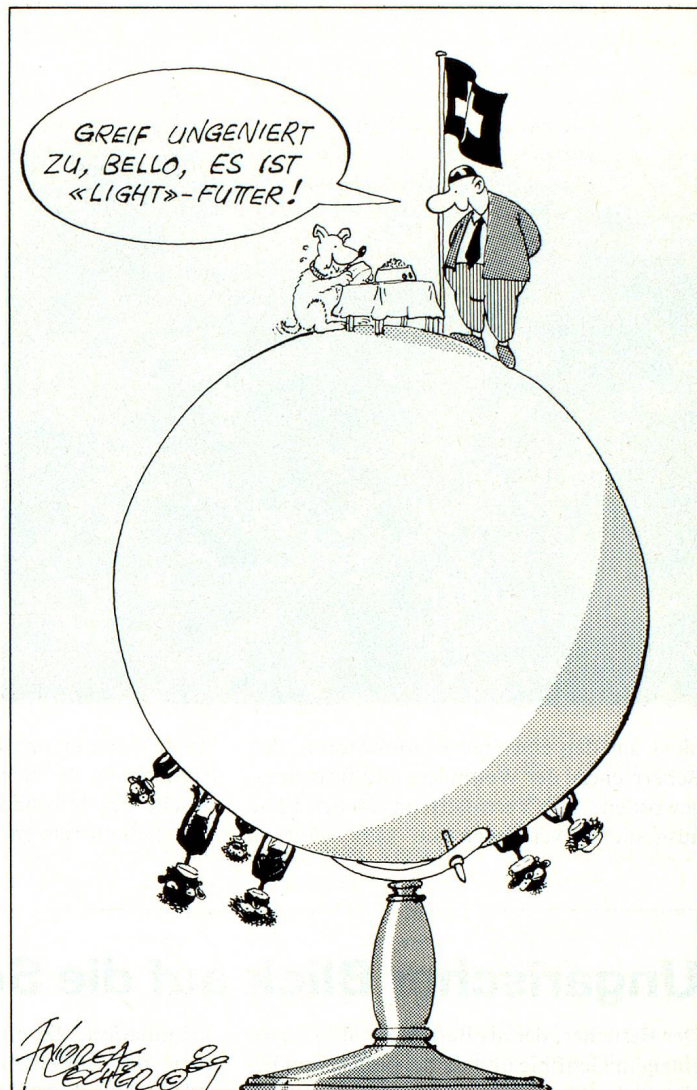
Obwohl die allermeisten Schweizer existentieller Geldsorgen enthoben sind und über einen hohen Lebensstandard verfügen, scheinen sie nicht eben zufriedene Menschen zu sein. Man muss sie verstehen. Denn während langer Monate regnet es, der Himmel bleibt wolkenverhangen, und später im Jahr kommen die kalten Schneemonate hinzu. Dann beginnen die Schweizer von den Tropen zu träumen. Sie werden melancholisch und flüchten während dieser grauen Zeit in ihre Büros. Dort stürzen sie sich, wie es scheint, mit unglaublichem Elan in

die Arbeit – doch bei genauerem Hinsehen drückt sich in diesem Elan nichts anderes aus als die Vorliebe für selbstaufgelegten Stress. Mit anderen Worten: Da es im Leben vieler Eidgenossen keine essentielleren Probleme gibt, schaffen sie sich ihre Herausforderungen in der täglichen Arbeit. Dies lässt sich mit Leichtigkeit in zahlreichen Geschäften feststellen. Dort tragen, obwohl die Läden nicht selten leer sind, die herumstehenden Verkäufer einen gespannten Gesichtsausdruck zur Schau, wie wenn bereits die strenge Zeit der Weihnachtsverkäufe angebrochen wäre.

Wer diesem Klima entkommen will, der reist. Vor allem die Jungen geniessen es, einige Monate pro Jahr zu arbeiten, Geld auf die hohe Kante zu legen und dann wieder abzufliegen. Mit Vorliebe in Länder der Dritten Welt, wo sie für einige Zeit wie die Fürsten leben und von wo sie dann «schokkiert von der extremen Armut» in die sichere, ruhige Schweiz heimkehren. Für die Ar-

mut in den exotischen Ländern fühlen sie sich meist in keiner Weise verantwortlich. Vielmehr liegt die Schuld, so glauben sie, bei den Bewohnern der Dritten Welt, die erstens zu faul zum Arbeiten seien, zweitens zu viele Kinder hätten und überhaupt endlose Feste einem geregelten Alltagsleben vorzögen...

Wer glaubt, dass die reisefreudigen Jungen sich zu Hause ihr Geld mit minderwertiger Arbeit verdienen, der irrt. Denn schmutzige Arbeiten wie Kehrlicht sammeln und Teller waschen überlässt man den Ausländern. In den Jahren der wirtschaftlichen Hochkonjunktur holten sich die Schweizer als erstes Italiener ins Land, denen wenig später Spanier folgten. Heute erfreuen sich Portugiesen zunehmender Beliebtheit. «Die portugiesischen Gastarbeiter sind ihr Geld wert», hat man mir erklärt, «die mucken nie auf.» Für uns Brasilianer ist es schlichtweg schokkierend, unseren ehemaligen Tyrannen in der Schweiz gegenüberzustehen. Was ist







*Für den Brasilianer Gideon Rosa die schönste Stadt Europas: Zürich. (Photoswissair)*

bloss aus den einstigen Kolonisatoren, den Beherrschern der Weltmeere und Brasiliens, geworden? Von Vertretern im eigenen Land ausgesucht, verdingen sie sich während

neun Monaten pro Jahr als sogenannte Saisoniers in der Schweiz. (Grausam ist die Rache der brasilianischen Götter!) Ob sie Strassen aufreissen, Wege pflastern oder in

den Restaurants Tische abwaschen – die fleissigen Portugiesen werden allenthalben geschätzt. Pikantes Detail im Ablauf dieser Form zeitgenössischer Sklaverei: Die Fremdarbeiter arbeiten immer unter der Aufsicht eines Schweizer Chefs.

Was in der Schweiz in bewundernswerter Weise funktioniert, sind die öffentlichen Transportdienste. Die Intercityzüge wie auch die städtischen Trams verkehren mit einer verblüffenden Pünktlichkeit. Ist die Abfahrtszeit der Bahn auf 7.03 Uhr festgelegt worden, so fährt sie auch um drei Minuten nach sieben ab. Ehrenwort. Und dann die Trams erst! Im Fünf- bis Zwölfminutentakt transportieren sie Zehntausende von Passagieren jeden Tag durch die Stadt. Wo bei bereits Stimmen laut werden, es müssten mehr Trams her, die Fahrintervalle verkürzt und das Sitzplatzangebot vergrössert werden. Trifft einmal ein Tram nicht ganz programmgemäss ein, so blickt männiglich irritiert auf die Uhr. Die sprichwörtliche schweizerische Pünktlichkeit ist den Eidgenossen in Fleisch und Blut übergegangen – auch wenn sie inzwischen beträchtliche Teile ihres einstigen Uhrenreiches an die japanische Konkurrenz abtreten mussten.

*Gideon Rosa, Salvador de Bahia*

## Ungarischer Blick auf die Schweiz

Der Besucher, der als Berichterstatter zuvor einzig in Genf hie und da bei politischen Ereignissen gewelt hatte, konnte sich diesmal auf Schritt und Tritt davon überzeugen, dass in diesem selbst für ungarisches Mass kleinen Staat – die Fläche der Schweiz beträgt im wesentlichen die Hälfte Ungarns – die Bürger sich voll zu Hause fühlen und wie Eigentümer benehmen. Eine der grössten Sorgen Osteuropas besteht aber gerade darin, dass die Sozialismus genannten Staatssysteme in den Menschen das Eigentümerbewusstsein geschädigt oder gar abgetötet haben und dass in diesen Jahrzehnten kleine wie grosse Vermögen dem Verfall preisgegeben wurden. Dem Besucher, der aus Ungarn anlangt, kommt es als ein Rätsel vor, wie die Gefühle begründet sind, die es den Schweizern erlauben, sich ganz zu Hause zu fühlen in einem Land, in welchem sich beinahe nichts gleicht und wo weder die Sprache noch die Konfession einheitlich sind.

Für den Ostmitteleuropäer bedeutet das friedliche Nebeneinander von Sprachen in der Schweiz ebenfalls ein Grunderlebnis; denn er weiss nur allzu gut, dass in seiner eigenen Region die sprachlich-ethnische Dis-

kriminination, die milderen oder rohen Formen der Unterdrückung, das versteckte oder offene Genozid über beträchtliche Traditionen verfügen und selbst in der Gegenwart noch vorhanden sind.

### Besser als sein Ruf

Aus einem ostmitteleuropäischen Blickwinkel empfindet man Behauptungen schweizerischer Lokalblätter unter Titeln wie «Materialien zum alltäglichen Rassismus» recht übertrieben. In Ungarn leben zurzeit etwa 20000 Flüchtlinge aus Siebenbürgen, grösstenteils Ungarn, und die bange Frage meldet sich doch schon von Zeit zu Zeit: Was geschieht, wenn grössere Massen die Grenze überschreiten sollten? Das hat allerdings mit der Wirtschaftskrise unseres Landes zu tun; bei der Durchsicht schweizerischer Statistiken musste ich mich dennoch fragen, was in andern Ländern geschähe, wenn im wesentlichen ein Sechstel der Bevölkerung aus Ausländern bestünde. Auch diese in der Schweiz bestehende Vielfalt imponiert, sie passt zu dem zwischen den Landesteilen herrschenden Frieden. Wiederum weiss ich sehr wohl, dass all dies von den wirtschaftli-

chen Verhältnissen nicht zu trennen ist. Die Schweiz ist eines der reichsten Länder der Welt, das Bruttosozialprodukt pro Kopf beträgt mit 25000 Dollar ungefähr das Zehnfache des ungarischen Wertes. Angesichts der sprachlichen Toleranz und der Aufnahmebereitschaft dachte ich aber doch nicht über den materiellen Hintergrund, sondern vor allem darüber nach, ob die Wirklichkeit wohl nicht besser ist als die Meinung der Schweizer über sich selbst. Und ob die Vorstellung der gegenüber den Fremden miss-trauischen Schweizer nicht doch eine Erfindung ist?

### Die direkte Demokratie

Ostmitteleuropäische Denkweise stösst zum wichtigsten Faktor schweizerischer Zusammengehörigkeit nur schwer vor: zur direkten Demokratie, zu dem blendend ausgebauten System der lokalen Autonomie. Nur mit dieser im Alltag zum Ausdruck kommenden demokratischen Wahrnehmung der örtlichen Interessen ist es zu erklären, dass sich die West- und Südschweizer nicht nach Frankreich und Italien sehnen, ebensowenig wie die Deutschschweizer nach anderen





deutschsprachigen Ländern. Politisches Denken in Ungarn hat die Werte, welche die schweizerische föderative Grundidee enthält, nicht erst in letzter Zeit bemerkt. Einer der hervorragendsten bürgerlichen Kenner der Nationalitätenfrage, Oszkár Jászi, griff bei der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie auf die im 19. Jahrhundert von Lajos Kossuth vorgelegten Pläne einer Donau-Konföderation zurück und entwarf die schöne, nie Wirklichkeit gewordene Vision einer ostmitteleuropäischen Schweiz. Er schrieb: «Die Geschichte jedes auf guten Grundlagen beruhenden, von ehrlichem demokratischem Geist durchdrungenen Bundesstaates beweist, dass ein solches Gebilde auf die benachbarten Staaten eine grosse Anziehungskraft ausübt.» «Das Elend der osteuropäischen Kleinstaaten» (so der Ausdruck eines weiteren herausragenden ungarischen Denkers, István Bibó) verhinderte die Ablösung der sich sperrenden Nationalismen durch einen offenen, föderativen Staatsgedanken. Die Gründe sind mannigfaltig, und die heutige Schweiz kann für Ostmitteleuropa in dieser Hinsicht nur als das Modell einer sehr entfernten Zukunft gelten.

Die schweizerische Demokratie des Alltags enthält dagegen für das Ungarn der Gegenwart wichtige Lehren. Die ungarische Gesellschaft unternimmt in diesen Monaten den Versuch, sich auf das Niveau europäischer Rechtsstaatlichkeit emporzukämpfen, die Möglichkeit einer politisch vielseitigen Interessenvertretung zu erschaffen; Debatten über die Ausarbeitung einer neuen Verfassung und die Institutionalisierung von Volksabstimmungen sind im Gange. Es versteht sich daher, dass unsereiner als Besucher in der Schweiz insbesondere von der Eigenständigkeit der Kantone und die komplizierten Regeln der Volksabstimmungen fasziniert ist. Ich habe von mehreren Gesprächspartnern gern die Erklärung ver-

nommen, Initiative und Referendum seien ein hervorragendes Mittel zur Kontrolle der Exekutive, und auch über der Legislative schwebte, dem Schwert des Damokles gleich, die Möglichkeit einer Volksabstimmung. Die Macht werde einerseits begrenzt, andererseits entstehe so Gelegenheit, alles stets von neuem zu überdenken, so dass extreme Lösungen verhindert würden. Mag sein, dass die schweizerische Innenpolitik, von aussen gesehen, deshalb etwas eintönig erscheint.

## Interessenvertretung

Die Demokratie des Alltags könnte heute östlich der Elbe der meistbegehrte Ausfuhrartikel sein. Zwei Volksabstimmungen in der Schweiz scheinen mir diese Annahme besonders zu bestätigen. Umstände und Argumente bei der Ablehnung des Uno-Beitritts sind bekannt. Im Zeichen eines Ausgleichs begann aber die reiche Schweiz in letzter Zeit im Ausland vermehrt Verpflichtungen zur Vermittlung oder Überwachung zu übernehmen – so in Namibia. Der ausländische Beobachter glaubt zu erkennen, dass die Stimmen sich mehrten, die aus moralischen Überlegungen für den Ausbau der traditionellen Guten Dienste plädieren. Vor dem Hintergrund einer mit Schwierigkeiten kämpfenden Wirtschaft ist die Übernahme von Guten Diensten durch Ungarn nicht gerade aktuell. Eine auch in Begriffen der Moral denkende Politik könnte jedoch beim Wechsel des Modells in Budapest eine unersetzbare Hilfe bedeuten. Die andere lehrreiche Volksabstimmung ist jene über die Initiative «Schweiz ohne Armee» vom Herbst 1989. Praktisch jeder meiner Gesprächspartner hielt es für sicher, dass die Bevölkerung im kommenden Herbst die Idee eines Landes ohne Armee verwerfen werde. Vom Ausmass der Ja-Stimmen könnte freilich abhängen, so erklärte man mir, inwiefern künftig das Anliegen der Dienstverweigerer vermehrt Beachtung finde und ob man den

Wünschen linksorientierter und pazifistischer Kreise nach Senkung der Militärausgaben entgegenkomme. Diese Art der Behandlung äusserst komplizierter Fragen vermittelt dem Ostmitteleuropäer die Erfahrung, dass die direkte Demokratie sehr wirksam dazu beitragen kann, verschiedenartigen Interessen zur öffentlichen Geltung zu verhelfen.

## Europa der Regionen

Spricht man von europäischen Schattierungen, so wäre hinzuzufügen, dass die in der Schweiz heimische lokale Autonomie auch im Westen beispieldarm ist. Dank diesem System fühlen sich die Einwohner, wie ich das an manchen Orten erfahren habe, vor allen Dingen einmal als Bürger einer Gemeinde, dann eines Kantons und erst hernach des Bundes. Diese Art der Selbstverwaltung schafft nicht nur die Möglichkeit enger Kontakte zwischen dem Bürger und den Behörden, sondern ist – und auch dies erscheint aus ostmitteleuropäischer Sicht aufschlussreich – ein Faktor der Stabilität. Eine auf so breiter Grundlage basierende Demokratie geniesst mit Recht das Vertrauen des Kapitals. Eine demokratische Öffnung in Ungarn wird das bisher verständlicherweise mangelnde Vertrauen der internationalen Finanzwelt voraussichtlich stärken.

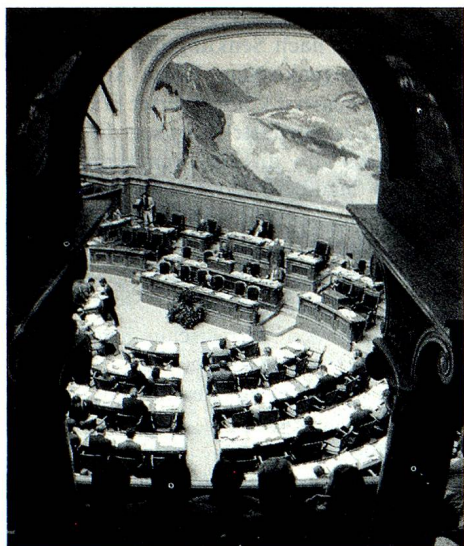
Eine andere, mittlere Stufe der Autonomie führt in eine weitere Richtung, die schon jenseits der schweizerischen Eigentümlichkeiten liegt. Ich denke an die internationalen Kontakte der Kantone. Bei meinen Gesprächen in der Schweiz kam etwa die wissenschaftliche Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Umweltschutzes in Basel, dem Elsass und Baden-Württemberg zur Sprache. In unserer Region funktionieren gerade solche Kooperationen über osteuropäische Grenzen hinweg nur äusserst mühsam, obwohl sie bitter nötig wären.

Vom Eigentümerbewusstsein über das System der Volksbefragung und die kantonale Eigenständigkeit sind wir so zur regionalen Zusammenarbeit und zu Europa gekommen. Die Schweizer Mechanismen geben dem ostmitteleuropäischen Beobachter gleichsam einen Kompass in die Hand. Dessen Nadel zeigt innerhalb des Landes in die Richtung sich frei organisierender kleiner Gemeinschaften und ausserhalb der Grenzen in die eines Europa, das die Blöcke abzubauen sucht und in dem mit grosser Autonomie ausgestattete Regionen miteinander in Kooperation stehen. Die Schweiz bleibt ausserhalb der EG, doch baut sie mit den Zwölf engste wirtschaftliche Kontakte aus, was aus ungarischem Blickwinkel besonders lehrreich ist: Der Beitritt kann aus politi-



*Dutzende kommunale, kantonale und eidgenössische Vorlagen pro Jahr: die direkte Demokratie als typisch schweizerische Form der Demokratie des Alltags. (Foto: Keystone)*





Die schweizerische Innenpolitik: aus ausländischer Sicht manchmal etwas «langweilig», dafür selten zu extremen Lösungen neigend. (Unser Bild: Nationalratssaal. Foto: Keystone)

schen Erwägungen verworfen werden, ohne dass dies die Zusammenarbeit in der Wirtschaft verhindert. Möglich ist dies allerdings nur, wenn das ökonomische Potential von jener tragenden Kraft ist wie in der Schweiz. Von den Grundlagen zu den Gipfeln: Selbst in begrenztem Mass und unter Anpassung an ungarische Verhältnisse kann die Verpflanzung schweizerischer Qualitäten Ungarn eine Hilfe bedeuten im Bestreben, ein richtiges europäisches Land zu werden im Geiste jahrhundertealter demokratischer und christlicher Traditionen.

József Martin, Budapest

### Quellennachweise

- Lionel Richard. Die Schweiz – von Paris aus gesehen. Aus: NHG-Jahrbuch 1987: Wir und die Welt / La Suisse et le monde. Herausgegeben von / édité par Jürg Altwegg. Verlag Sauerländer Aarau.
  - Gideon Rosa. Impressionen aus einem reichen Land. Aus: Tages-Anzeiger, 30. Juli 1988 (Übersetzung des brasilianischen Textes für den Tages-Anzeiger: Marc D. Herzka).
  - József Martin. Ungarischer Blick auf die Schweiz. Aus: Neue Zürcher Zeitung, 20. Juli 1989.
  - Peter M. Lingens. «Nicht weise, sondern schäbig». Aus: Politik und Wirtschaft, Nr. 9/1989.
  - Jürgen Engert. «Keine Extrawurst für Schweizer». Aus: Politik und Wirtschaft, Nr. 9/1989.
- Einzelne Beiträge mussten leicht gekürzt werden, die Titel stammen teilweise von der Redaktion der «Schweizer Revue». Wir danken den Autoren und den Verlagen für die Abdruckrechte sehr herzlich.

## «Nicht weise, sondern schäbig»

Indem sie auf die Mitgliedschaft verzichtet, vergibt sich die Schweiz die Möglichkeit, das künftige Europa mitzugestalten. Daraus kann ihr möglicherweise Schaden erwachsen, denn von den Folgen der europäischen Politik kann sich auch eine bloss assoziierte Schweiz nicht ausschliessen. Vor allem aber ist das schweizerische Abseitsstehen ein Schaden für Europa, wo doch die republikanische Gesinnung, die liberale Grundhaltung, die erfolgreiche Multinationalität der Eidgenossenschaft der Gemeinschaft zum Vorbild dienen könnte. Die Schweiz liegt, wie Österreich, im Herzen dieses Kontinents, und das würde sie dazu prädestinieren, ein Zentrum dieses neuen Europas zu sein, statt die Rolle eines weissen Fleckens zu spielen. Aber wie die Schweden und wie die Österreicher sehen die Schweizer in ihrer Neutralität offenbar einen unverzichtbaren Wert, dem sie die europäische Einheit opfern. Ich persönlich kann diesen Wert nicht sehen. Sich grundsätzlich aus jedem Konflikt herauszuhalten, empfinde ich nicht als weise, sondern als schäbig. Und die einzige Rechtfertigung für ein solch schäbiges Verhalten – dass einem nämlich dadurch kriegerische Auseinandersetzungen erspart bleiben –

trifft nicht zu: Das neutrale Belgien wurde bekanntlich von Hitlers Truppen problemlos überrannt. Dass er die Schweiz ausgespart hat, dankt sie, wie wir aus den Protokollen der deutschen Generalität wissen, allein ihrer militärischen Kampfkraft und nicht im entferntesten dem Respekt vor ihrer Neutralität.

Das vereinigte Europa der Zukunft ist weit mehr als die Summe seiner wirtschaftlichen oder sicherheitspolitischen Vorteile: es ist die Vision einer endgültigen Überwindung des Nationalismus (einer Zukunft, in der man stolz ist, Europäer schweizerischer, deutscher oder französischer Herkunft zu sein), die Vision einer aus Vielfalt geborenen kulturellen Einheit, die Vision einer intellektuellen und physischen Freiheit, die Vision einer Wiedergeburt des «Abendlandes», als wirtschaftliche, kulturelle, gesellschaftliche und militärische Weltmacht.

Diesem Traum eines vereinten Europas, das so weit reicht wie die Kunst des Barocks und der Geist der Aufklärung, sollte man, so meine ich, den nationalen Kantönligeist zum Opfer bringen – auch und gerade in der Schweiz.

Peter M. Lingens, Wien

## «Keine Extrawurst für Schweizer»

Ich bin kein Schweizer, ich bin ein Deutscher. Und als solcher sage ich in Abwandlung eines Ausspruchs von Karl Kraus: «Die Geschichte ist auch nicht mehr das, was sie einmal war.» Das heisst: Wer sie als absolute Grösse nimmt und den Wandel als ihr Wesen verkennt, kann auch das Entstehen eines gemeinsamen europäischen Binnenmarkts mit seinen politischen Einschlüssen als historisches Ereignis nicht verstehen. Eine Dynamik ist durch einen uralten, immer wieder erneuerten, nun aber wirklich grossen Entwurf in Gang gekommen, von der die Schweiz als kleines Land viel zu sehr betroffen ist, als dass sie die Anerkennung einer Sonderrolle beanspruchen könnte.

Im Dilemma zwischen EG-Vollmitgliedschaft und EG-Isolation versucht sie aus der Not eine Tugend zu machen. «Europafähig» möchte sie bleiben. Das ist wie ein bisschen Schwangerschaft – das erinnert an das Testat «zeugungsfähig». Ich könnte, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Noch nicht. Dabei sind die politischen und ökonomischen Ziel- und Wertvorstellungen zwischen der Schweiz und der EG fast identisch.

Werden die Schweizer eines Tages Europäer zweiter Klasse sein? Werden sie sich nicht mehr scheren müssen um die «Überfremdung», weil ihren Pass sowieso keiner mehr will? Da ich ein Deutscher und kein Schweizer bin, wünsche ich mir, dass das Schweizer Design mit seinem demokratischen Muster die Innenausstattung dieses europäischen Hauses mitprägt. Ein wahrer Konservativer wird sich nicht an das hängen, was gestern war; er wird stets – mit Augenmass und eingedenk der Tradition – Zukunft gestalten. Darin unterscheidet er sich vom Reaktionär, der lediglich reagiert auf das, was andere vorgeben. Liebe Schweizer, nutzt eure Potenz: Zeugt, macht schwanger und gebärt auch. Auf die Extrawurst hofft ihr vergebens. Der Wurstzipfel als Maximum des Erreichbaren. Aber ich bitte vermutlich vergebens. Bei uns wollen ja auch manche die Grenzen von 1937 wiederhaben. Am Gott hard Europa hochhalten? Liechtenstein ist auch ganz schön? Gewiss. Nur: Der Schweiz ist das nicht angemessen.

Jürgen Engert, West-Berlin